

## Die Flucht in den Wohlstand

Zum Bestandteil einer gepflegten humanistischen Bildung gehörte lange Zeit neben vielen anderen Weisheiten auch der menschenfreundliche Spruch des Heraklit vom Krieg, der der Vater aller Dinge sei. Es handelt sich dabei nicht etwa, wie man verharmlosend übersetzen könnte, um eine Auseinandersetzung geistiger Art, etwa im Sinne Hegelscher Dialektik. Die Interpretation des Vorsokratikers durch Generationen von Gymnasialprofessoren wurde der militanten Bedeutung des zitierten Spruches durchaus gerecht.

Mit echter Überzeugung oder auch gedankenlos, abstrahiert oder wörtlich verstanden weitergegeben wurde dieser Spruch wohl noch nie so völlig ad absurdum geführt wie in unserer Gegenwart. Mit kaum überbietbarer Eindringlichkeit hat uns die Erfahrung gelehrt, daß dieser letzte Krieg zum brutalen Zerstörer *aller* Dinge geworden ist und auch nicht das geringste mit der Funktion eines „Vaters“ gemein hat. Konnte man frühere kriegerische Auseinandersetzungen in einem dumpfen Biologismus noch als notwendig für eine echte Regeneration erklären — die Fragwürdigkeit einer solchen Argumentation bleibe hier unerörtert—, so mußten wir lernen, daß mit diesem letzten Krieg sich eine qualitative Wandlung der gegenseitigen Bekämpfung vollzogen hat, die wir bis heute kaum begriffen haben. Das Ergebnis ist eine völlige Hilflosigkeit angesichts einer Situation, in der die bisherigen Wertkategorien weitgehend versagen. Diese Hilflosigkeit ist oft kaschiert und läßt sich meistens nur indirekt nachweisen.

Sie beruht wesentlich darauf, daß die kämpfende Auseinandersetzung diese Wertskalen selbst in Frage gestellt hat. Die früher noch mögliche Reduzierung des Kriegssinnes auf wirtschaftliche und machtpolitische Interessenwahrung ist heute nicht mehr möglich; der totale Krieg hat zur totalen Vernichtung geführt — zur Vernichtung auch des geistigen Potentials, das nach früheren derartigen mörderischen Exzessen als Ausgangspunkt in jener eingangs erwähnten „Regenerationstheorie“ dienen mochte.

Wenn auch historische Vergleiche gewöhnlich hinken, so ist doch ein Blick auf das Deutschland des Dreißigjährigen Krieges nicht ohne Interesse. Man muß mit Bestürzung feststellen, daß die Zahl klingender deutscher Namen jener Zeit verschwindend gering ist etwa im Vergleich zu der Fülle bedeutender Vertreter Frankreichs, Italiens, Spaniens oder auch Englands. Was sich hier im Verlauf von dreißig Jahren im Prozeß einer langsamen Auslaugung vollzog, wiederholte sich im letzten Krieg in einer beispiellosen Konzentration. Wohl ergriffen die Auseinandersetzungen des 17. Jahrhunderts in gegenseitiger religiöser Intoleranz auch den metaphysischen Grund des Menschen, ohne ihn jedoch zerstören zu

können. Die weitgehende Ablösung der christlichen Gläubigkeit durch die Ideologien der Neuzeit führte zur notwendigen totalen Vernichtung des Gegners aus ideologischen Gründen und bewirkte damit jene qualitative Wandlung des Krieges, von der wir oben sprachen. Die Verbrennung der Hexe oder des Ketzers sollte die Läuterung der Seele bewirken: der Scheiterhaufen war also Werkzeug einer pervertierten „Menschlichkeit“. Die Gaskammern und Verbrennungsöfen der Konzentrationslager dagegen dienten lediglich der „Liquidierung“ des Menschen und wurden zum fast perfekten Instrument menschlicher Vernichtung aus ideologischen Motiven, in deren Ablauf der Mensch zum bloßen „Ding“ erklärt wurde. Seine Tötung war nicht einmal mehr ein lobenswertes Werk, sondern wurde routinemäßig durchgeführt als berufsmäßige Erledigung des Tagespensums, dessen Abend dann in liebevoller Zuwendung der Familie gehören mochte.

Die zerstörerische Wirkung jener zwölf Jahre zeigt heute in allen Bereichen unseres Lebens ihre verheerenden Folgen. Das erweist sich deutlich und besonders schmerzlich bei der Betrachtung des geistigen Deutschlands nach den beiden letzten Kriegen. Wer aus jener Generation erinnert sich nicht der erstaunlichen, brodelnden und überschäumenden Vitalität der zwanziger Jahre, deren Wirkung bis heute kaum nachgelassen hat, abgesehen von der Zäsur der nationalsozialistischen Herrschaftsjahre. Malerei und Dichtung, Musik, Natur- und Geisteswissenschaften standen in seltener geistiger Blüte. Aber gerade daran zeigt sich die erschreckende heutige Situation: Wir leben immer noch von den fruchtbaren Jahren zwischen dem ersten Weltkrieg und Hitlers Machtergreifung, ungeachtet dessen, daß viele Erscheinungen, Leitbilder und Bezugssysteme dieses Zeitraums erklärlicherweise für uns nicht mehr gültig sind und kaum noch Aussagekraft für unsere Gegenwart besitzen. Unser geistiges Gesicht bestimmen heute weitgehend Repräsentanten einer früheren Generation, soweit sie die Jahre des Schreckens, der Isolierung, der Emigration und des frühen Verschleißes überstanden haben. Entscheidend aber und kaum zu füllen sind die Lücken, die der Tod gerissen hat. Uns fehlt eine ganze Generation, die die notwendige und grundsätzliche geistige, soziale und politische Erneuerung hätte leisten müssen, ohne die ein echter Neuanfang nicht denkbar ist. Es fehlt uns bitter auch das geistige Ferment unserer jüdischen Mitbürger, die einen entscheidenden Anteil am Aufbruch der zwanziger Jahre hatten.

Nach dem Zusammenbruch im Jahr 1945 schien es, als käme es doch zu einer Besinnung, zu fruchtbarer Reflektion, zur Auseinandersetzung mit dem Vergangenen, an dem man, jedermann, teilgehabt hatte. „Not lehrt beten“, aber auch denken, fragen und eine gültige Antwort fordern. Die ersten Nachkriegsjahre ließen, vor allem an den Universitäten, an einen solchen Aufbruch glauben. Wer in dieser Zeit studierte, wird die Lebendigkeit der Diskussion, die konstruktive Heftigkeit der geistigen Auseinandersetzung nicht vergessen. Es war tatsächlich ein Aufbruch und nicht, wie der Kulturkritiker einer großen Tageszeitung uns kürzlich einzureden suchte, nur die nachträgliche Erklärung einer im Grunde doch lediglich durch Hunger und Mangel gekennzeichneten Zeit.

Dann kam die Währungsreform, und jene hoffnungsvolle Entwicklung verlor zusehends an Dynamik. Unsere Fragestellung vernachlässigt bewußt die durchaus vorhandenen positiven Faktoren der wirtschaftlichen Erholung und versucht, soweit das isolierend möglich ist, lediglich die seitherige geistige Entwicklung nachzuzeichnen. Das ist natürlich nicht denkbar ohne ständige Berücksichtigung des sozialen Wandels, der in deutlich unterscheidbaren Abschnitten verlief. Der Nachholbedarf jener Zeit, durch lange physische Not und Entbehrung bedingt, war vollkommen legitim. Der „Freißwelle“ folgte in bekannter Reihenfolge die „Kleidungswelle“, die von der „Reisewelle“ abgelöst wurde, einer Erscheinung, die offensichtlich noch nicht ihren Höhepunkt erreicht hat. Nach oder auch parallel zu der Absättigung all dieser Bedürfnisse geht heute das Verlangen nach dem nicht lebensnotwendigen, das Leben aber angenehmer gestaltenden Konsumgut, das sich aus der Funktion des Luxusgegenstandes unversehens zum unentbehrlichen Attribut des gehobenen Lebensstandards verwandelte. Das geistige Leben dagegen wurde allmählich un-

interessant, in den Hintergrund gedrängt und weitgehend sich selbst überlassen. Ein Blick in die Geschichte, der versucht, zu dieser Entscheidung Parallelen zu finden, zeigt nur, daß jede historische Konstellation einmalig und daher nicht vergleichbar ist. Wenn wir fragen, ob materieller Überfluß und schöpferische geistige Leistung einander ausschließen, so müssen wir diese Frage am Beispiel der Renaissance verneinen. Ein Blick auf die Gründerjahre läßt den Schluß zu, daß ein solcher, zum Teil hektischer materieller Aufschwung anscheinend auf Kosten einer entsprechenden geistigen Aktivität vor sich geht. Eine gewisse Vergleichsmöglichkeit scheint sich damit anzubieten, wenn auch die Voraussetzungen der heutigen Situation gänzlich andere sind. Wir ersparen uns kulturmorphologische Theoreme, lassen es auch dahingestellt, ob wir uns endgültig einem „Fellachen“-Dasein im Sinne *Spenglers* nähern oder ob der „4. Mensch“, die Rebarbarisierung der Menschheit, vor der Tür steht, können aber ohne Zweifel *Alfred Webers* These übernehmen, daß es sich bei der nur arbeitshypothetisch aus dem Geschichtsprozeß isolierten „Kulturbewegung“ um unwiederholbare Erscheinungen, um „Emanationen“ handelt, in deren Verlauf auch der Mensch ständiger Wandlung unterworfen ist. Rückgriffe in die Geschichte geben also, so scheint es, nur unzureichende und oft irreführende Orientierungsmöglichkeiten. Auch die Feststellung *Bert Brechts*, daß wohl das Fressen zuerst käme, ihm dann aber doch die „Moral“ folge, hat sich in unserer Gegenwart nicht bewahrheitet. Zumindest ist deutlich daran geworden, daß keine zwingende „Wenn-Dann“-Beziehung zwischen den beiden Seinsmodi besteht.

Wir können also nur feststellen, daß während und nach der wirtschaftlichen Erholung der Bundesrepublik — als Folge? — eine geistige Dürre zu konstatieren ist, die zu einem gefährlichen Übergewicht des materiellen Wohlstandstrebens und zur einseitigen Orientierung am äußeren Erfolg geführt hat. Das erweist sich unter anderem daran, daß Radiotruhe, Fernsehgerät, Kraftfahrzeug und andere kostspielige Anschaffungen zum Symbol der Finanzkraft des Eigentümers geworden sind, zum Hinweis darauf, daß man durchaus mitzuhalten imstande ist im allgemeinen Aufstieg zum Wohlstand. *Thorstein Veblen*, der amerikanische Soziologe, nennt diesen Sachverhalt in seinem lesenswerten Buch „The Theory of the Leisure Class“ den „demonstrativen Verbrauch“ (das Buch erschien im Jahr 1892!). Dieser Verbrauch erfolgt häufig genug auf Kosten der sonstigen Lebenshaltung, der Gesundheit und vor allem auch auf Kosten der Familie. Die daraus resultierenden Folgen für die Entwicklung der Jugend und für die Volksgesundheit — die Frühinvalidität hat bedenklich zugenommen — sind noch nicht abzusehen. Die gesellschaftliche Anerkennung, das Sozialprestige, scheint ein elementares Bedürfnis zu sein, das übermächtig wird in einer Epoche innerer Ratlosigkeit. Der Versuch, diese Aporie durch äußerste Geschäftigkeit, berufliche Tüchtigkeit und damit durch finanzielle Wohlhabenheit zu überwinden, ist zugleich Symptom und Ausdruck der Vergeblichkeit solcher Bemühung.

Es ist sinnlos, das „Wirtschaftswunder“ und seine Mentalität zu denunzieren und als Allheilmittel etwa den „Konsumverzicht“ anzupreisen — angesichts einer volkswirtschaftlichen Entwicklung, die in bisher andauernder Expansion auf den ständig steigenden Verbrauch angewiesen ist, damit ein ökonomisches Gleichgewicht erhalten bleibt; in der deshalb mit allen Mitteln versucht wird, den Verbraucher zu noch höherem Konsum anzustacheln. Nur eine langfristige intensive Erziehungsarbeit am Konsumenten vermag u. E. ein Gegengewicht zu schaffen zur ständig subtiler und wirkungsvoller werdenden Reklame; der Versuch, den Produzenten mit ethischen Appellen zu beeindrucken, dürfte ziemlich platonisch sein.

Es ist auch nichts getan mit dem nichtssagenden Hinweis auf den „Verlust der Mitte“. Das Fehlen eines transzendenten Bezugs, einer Lebenssinn spendenden gläubigen Geborgenheit scheint uns hier weniger bedeutsam zu sein als vielmehr der Verlust der eigenen Mitte. Er scheint uns gekennzeichnet durch eine unzureichende soziale Einbettung des Menschen und durch ein gestörtes Verhältnis zur eigenen Vergangenheit, also durch eine mangelnde Kontinuität des geschichtlichen Bewußtseins. Wir wissen bei dieser Unter-

Scheidung, daß der Verlust des persönlichen Zentrums und das Fehlen einer transzendenten Beziehung fast immer ineinander übergehen. Ob die eine Erscheinung der anderen Folge ist, wieweit sie sich gegenseitig bedingen, bleibe dahingestellt.

Die „unbewältigte Vergangenheit“, ein bereits zum Schlagwort degradiertes Ausdruck, der aber einen Sachverhalt vollkommen korrekt beschreibt, hat unsere Gegenwart in allen Lebensbereichen geprägt. Weite Bevölkerungskreise haben die zwölf Jahre der Hitlerherrschaft beiseite gelegt, ja sie tun so, als hätte es sie nie gegeben. Häufig wird auch die Forderung laut — ebenso häufig leider gesättigt mit aggressivem Ressentiment —, man solle doch nun endlich die Vergangenheit ruhen, die Toten ihre Toten begraben lassen und im übrigen aufhören, alte, längst verjährte Dinge von neuem ans Tageslicht zu zerren, um nicht kaum vernarbte Wunden wieder aufzureißen. Dabei verschweigt man nur, daß diese Dinge eben noch nicht verjährt sind, daß sie Tag für Tag bis in unsere Gegenwart hineinwirken und gespensterhaft, wie in den Prozessen der letzten Wochen und Monate, die Schrecknisse einer noch nicht verarbeiteten Vergangenheit wieder lebendig werden lassen. Die Folgen eines solchen Versäumnisses sind verhängnisvoll. Ein Mensch, der sein Schicksal nicht annimmt und kein Ja findet zu seiner Biographie, läuft Gefahr, seine Bestimmung zu verfehlen. Die Unfähigkeit zur Selbstannahme führt leicht zur Verdrängung und damit zum neurotischen Symptom. Die gleiche Entwicklung kann auch ein ganzes Volk durchlaufen. Die Abschaltung der eigenen Vergangenheit führt zu einer reduzierten Seinsform, die Existenz wird punktuell, intensiv gegenwartsbezogen, „provisorisch“, wie sie der Wiener Psychiater *Frankl* nennt. Mit zunehmender Erholung und Saturierung versinkt ein Stück Schuldbewußtsein nach dem anderen, die Ansätze einer Selbstbesinnung werden immer spärlicher, und es bleibt schließlich jene Gesinnung übrig, die man gemeinhin als „Wirtschaftswunder-Mentalität“ bezeichnet. Sie besteht aus einer gewissen stolzen, bornierten Zufriedenheit, die, geblendet von der eigenen Leistung, die übrigen Faktoren dieses Aufschwunges vergißt und in Selbstbewunderung versinkt — eine Art kollektiven Narzißmus. Die Selbsteinschätzung wird unrealistisch; und dort, wo sie zerbricht, schlägt sie um in das ebenso unkontrollierte Ressentiment. (Die letzten Fußball-Weltmeisterschaften mögen hierfür als sprechendes Beispiel dienen.)

Ein zweites Kriterium dieser Mentalität ist jene hektische, ruhe- und sinnlose Geschäftigkeit, die, in ständig zunehmender Betriebsamkeit zum Leerlauf verdammt, die latente Unzufriedenheit nur noch verstärkt. Das hintergründige Lebensgefühl wird der Verdruß am Dasein, das *taedium vitae*, wie es die Antike nennt. *Sartre* spricht von der *nausée*, dem Lebenskel, und vom *ennui* des Menschen, seiner zentralen Langeweile; *Pascal* spricht von der *malaise*, der depressiven Ratlosigkeit, dem existentiellen Unbehagen des Menschen, das sich flüchtet in das *divertissement*, die leere Zerstreuung, die sich aber nur noch tiefer in die *malaise* verstrickt.

Die dritte Komponente der Wirtschaftswundergesinnung ist, so scheint uns, ein schwelendes, wenn auch weitgehend unterdrücktes Gewissen. (Vgl. hierzu auch den Beitrag von *Paul Schallück*: Tüchtigkeit, Vergeßlichkeit, Resignation in Nr. 5 der GM.) Es ist ein diffuses, ungerichtes Gefühl dafür, daß vielleicht doch nicht alles so gediegen und unzerstörbar gefügt ist in unserer gegenwärtigen Gesellschaft. Nichts wäre gefährlicher, als dieses schlechte Gewissen zu bagatellisieren, wie es der oben erwähnte Kulturkritiker versuchte, unter Berufung darauf, daß wir doch durchaus Grund hätten zum Stolz auf unsere eigene Leistung. Er spricht von einer „geistvollen Unzufriedenheit“ — sie gibt es sicherlich. Der berufsmäßige Kulturpessimismus ist eine unerfreuliche Zeiterscheinung. Hier geht es aber um sehr viel mehr, nämlich um den Rest einer inneren Unruhe, die es anzufachen gilt, die einmal anzeigt, daß Zufriedenheit, Sicherheitsgefühl und konformistische Einebnung doch noch nicht vollkommen sind, und die zum anderen ein kleines Hoffnungszeichen dafür sein mag, daß sich ein, wenn auch kleiner Prozentsatz der westdeutschen Bürger nicht vollends hat täuschen lassen durch die Schnelligkeit des Wiederaufstiegs, durch das „deutsche Wunder“.

Auf diese kleine Zahl müssen wir unsere Hoffnung setzen. Versagen sie, dann wird in absehbarer Zeit jene Voraussage eintreffen, die *George Bernanos* nach dem zweiten Weltkrieg seinen Landsleuten zurief: „Hört gut zu, ihr Dummköpfe, schon lange sage ich mir: Wenn unser Geschlecht eines Tages von diesem Planeten verschwindet, dank der immer großartiger werdenden Technik der Vernichtung, so werden an dieser unserer Ausrottung nicht die Grausamkeit und noch weniger die Entrüstung, die sie hervorruft, die Vergeltungsmaßnahmen und Racheakte, die ihr folgen, schuld sein; nein, weder die Grausamkeit noch ihre Vergeltung, sondern nichts mehr und nichts weniger als die Gefügigkeit, die Verantwortungslosigkeit des modernen Menschen, seine verächtliche Nachgiebigkeit gegenüber jeder Willensäußerung des Kollektivs. Die Schrecken, die gerade hinter uns liegen, und die noch schlimmeren, die wir bald erleben werden, sind keineswegs ein Zeichen dafür, daß die Zahl der Aufsässigen, der Empörer, der Unbezähmbaren in der Welt zunimmt, sondern ganz im Gegenteil, daß unaufhörlich und mit verblüffender Schnelligkeit die Zahl der Gehorchenden, der Gefügigen, also jener Leute wächst, die, um das berühmte Wort aus dem vorletzten Krieg zu gebrauchen, »nicht einmal versuchen, etwas zu begreifen.«“ (*La France contre les Robots.*)